

Leseprobe aus:

Dominik Riedo

Die subtile Angst vor dem abrupten Ende des laufenden Jahres

Gesammelte kurze Texte

Träume in der Nacht

Träume zu träumen ist eine wunderbare Sache. Man durchlebt die wahnwitzigsten Dinge, ohne einen Rappen dafür ausgeben zu müssen, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen, ohne Bewilligungen einholen zu müssen. Gewisse Träume wechseln von einer atemberaubenden Unwahrscheinlichkeit zur nächsten, laufen ab wie Serien oder sind knapp und schön wie ein Mohrenkopf. Ich habe zum Beispiel einmal geträumt, ein Zug halte vor meinem Haus, in dessen Nähe sich sonst gar keine Bahnstation befindet, und war einfach glücklich. Kurz und klar. Aber eigentlich ohne Grund. Gründe braucht es bei meinen Träumen nicht. Ein andermal träumte ich, wie ich meine Stubentüre öffne und darin ist ein Wald. Ich gehe hinein und komme nach einigen Metern an ein Schwimmbecken. Beim Eintauchen stehe ich plötzlich in einer Grossstadt, in der man mich verfolgt und mit dampfenden Eiskugeln bewirft. Auf einmal rutsche ich aus, schlittere durch die eigentlich fehlende

Türe in einer roten Wand und sehe mich in einem Bett wieder, in dem ich zufrieden eine Hutschachtel analysiere. Der wirkliche Morgen nach diesem Traum war herrlich. Solche Erlebnisse mag ich.

Es gibt aber Leute, die träumen einen unglaublichen Schwachsinn. Neulich sah ich eine Fernsehsendung, in der Menschen auf der Strasse nach ihren Träumen befragt wurden. Eine ältere Dame gab an, sie habe geträumt, ihre Enkelkinder kämen sie besuchen und seien alle ganz nett. Eine junge Sekretärin meinte, sie sei im Traum in ihrem Auto zur Fahrprüfung gegangen und habe alles richtig gemacht. Darüber habe sie sich sehr gefreut und danach in Ruhe weitergeschlafen. Wie kann man nur so etwas Fades träumen! Ich würde dieser Sekretärin gerne mitteilen, dass sie Traum und Wirklichkeit nicht auseinander zu halten vermag, wahrscheinlich, weil sie ihr wirkliches Leben für einen billigen Traum hält. Anders herum ginge es ja noch. Aber so. Doch weiter mit den simplen Träumern auf der Strasse. Ein dreissigjähriger Lehrer gab an, geträumt zu haben, auf einer schnittigen 650er Suzuki zu sitzen, denn er sei ein Motorradnarr. Er wäre über die Alpenpässe nach Italien gebraust, die Bäume und Häuser seien nur so an ihm vorbeigeschossen, und hinter der Grenze, in Italien, habe er eine Pizza gegessen. Einige Tage später sei er braun gebrannt zurückgefahren und habe sich genervt, dass der Urlaub so kurz gewesen sei.

Solche Angaben erwecken in mir den Eindruck, dass viele Leute die Fähigkeit zu träumen nicht zu schätzen wissen oder

gar missbrauchen. Sie durchleben in ihnen scheinbar nur die billigsten Prestigewünsche. Kein Wunder, dass die Menschen im wirklichen Leben dann Viertausender besteigen müssen, in die tiefsten Tiefen tauchen, Amok laufen, sich im Weltraum spazieren fahren lassen, in ihren Kisten herumrasen oder Kinder aufschlitzen. Mir reicht es völlig, so etwas zu träumen. Zugleich ist es umweltschonender und mitmenschenfreundlicher, auf die tatsächliche Ausübung individueller Abenteuerien zu verzichten und sich dafür auf wildes Träumen zu beschränken.

Wie wär's also mit einem Kurs "Besser Träumen" in den verschiedenen Klubschulen? Anscheinend fehlt den heutigen Menschen die Kompensationsmöglichkeit durch Träume in der Nacht, weil sie dann nur wieder träumen, was im wirklichen Leben als ordentlich gilt. Lernt wieder richtig träumen, Leute!

Ohne protzen zu wollen: Meine Wenigkeit müsste den Kurs definitiv nicht besuchen, träumte ich doch gerade letzthin von einer Zugfahrt nach Irgendwohin, bei der ich auf dem Dach des Zugs spazieren ging, Vögel fing und sie meiner Katze, die es im echten Leben wiederum gar nicht gibt, verfütterte – nicht aber ohne zuvor selbst ab und zu einem Vogel den Kopf abzubeissen. Am Ende erhielt ich dann gar ein Diplom von irgendeinem Bürgermeister, weil ich eine Stadt von den gierigen Vögeln befreit hätte, die Hälfte aller Elefanten sei bereits von ihnen verzehrt worden.

In diesem Sinne: Träumen Sie besser, Sie haben dann auch im wirklichen Leben mehr zu erzählen. Und am Abend freut man sich schon und legt sich ganz erwartungsvoll ins Bett, weil

man kaum schnell genug zu seinen nächsten Erlebnissen
gelangen kann.

(Seiten 19–21)

Es ist schwierig

Schwierig, sagen die Leute
und meinen doch nur, dass es umständlich sei.

Unsinn, sagen die Leute
und meinen doch nur, dass es gewagt sei.

Fatal, sagen die Leute
und meinen doch nur, dass es ihnen nicht passt.

Verboten, sagen die Leute
und meinen doch nur, dass sie es nicht tun.

(Seite 86)

Man hört im frischen Wind die Vögel nicht

Man hört im frischen Wind die Vögel nicht, die fehlen.

Man denkt oft Stunden an Tote nicht, die man gekannt.

Man ahnt, wie man mit allen Toten einst vergessen ist.

Und gedenkt Momenten, die man bestimmt hat und gespürt.

(Seite 109)

Pong Ping Ping Pong

Pong

Ping

Ping

Pong

Ping

Pong

Ping

Pong

Ping

Pong

Ping

Pong

Ping

(Seite 125)

Reussbühl, den 16. November 2005, nachts

Liebste Alsanra!

Zehn Briefe liegen mittlerweile hinter uns, im elften, der schon durch seine Position nach der zwar erst kleinen, aber nichtsdestotrotz feierlich runden Zahl dazu prädestiniert ist, einen kleinen Rückblick zu tun, will ich das Unmögliche wagen und zusammenfassen, was Du mir bist – in dieser bisherigen Zeit.

Was mich zuerst auf die Zeit selbst bringt: Was ist es mit ihr? Diese Frage hatte ich mir genau am dem Tag gestellt, an dem wir uns am Abend das erste Mal sehen sollten. Ich stand auf dem Schlosshügel in Heidelberg und dachte an Prousts Möglichkeit des Zurückholens von Vergangenheit in die Gegenwart und dass mir die Suche nach der verlorenen Zeit seit meinem neunzehnten Geburtstag das Hauptmotiv des Lebens überhaupt dünkt. Seltsamerweise kann jedoch der exakt gleiche Augenblick am gleichen Ort für zwei verschiedene Personen einerseits der Zeitpunkt des Reflektierens vergangener Tage sein, ausgelöst durch eben jenen Moment, andererseits jedoch für eine zumeist jüngere Person der Auslöser für zukünftige Erinnerungsbilder. Dies verrückte Ort/Zeit-Phänomen schildert Nabokov in einer seiner Berlin-Geschichten derart wunderbar, dass man gleich heulen möchte. Etwas, das übrigens nur wirklich gute Schriftsteller schaffen,

durch das Lesen von fremden bzw. gar fiktiven Erlebnissen (Erleben als das Durch-leben, das Mit-leben an und für sich) den Leser zum Weinen zu bringen, als wär's eine Erinnerung aus der eigenen Biographie.

Ich dachte von Wald umgeben weiter an Thomas Mann, dessen Zeitexkurs im Zauberberg mir mit achtzehn Jahren erschlossen hat, was Literatur eigentlich können sollte, um in Texten nicht nur den hundsalltäglichen Inhalt der Wörter zu transportieren, ich dachte an Goethes Faust, das Zauberwerk des Deutschen, das aber entgegen seiner leichtfüssigen Wirkung eher bocksbeinig schwer und eben auch über lange Lebenszeit hin entstanden sein muss, so im Inhalt zusätzlich seine Entstehungsumstände verpackend. Und ich dachte an Goethes Ausspruch über Mozart, der lange genug gelebt habe, es müsse auch für die Kommenden noch etwas zu tun bleiben, was so hart tönt und doch so lobend gemeint ist. Daran, dass ich Mozarts Alter bald erreicht haben werde, ohne auch nur wagen zu dürfen... Aber das war selbst Max Frischs Problem, der sein Lebensalter zwanghaft mit Schiller vergleichen musste, wodurch er stets den Kürzeren zog.

Da stand ich nun, unten rauschte der Fluss – oben nur mehr leise zu vernehmen – und riss Sekunde um Sekunde mit, ohne dass ich sie bemerkte. Es gibt Zeiten, die sind es wert, nichts zu bemerken: Gerade das Nichtbemerken der fließenden Zeit ist wohl das Gütesiegel der persönlich besten Lebenszeit.

Womit ich genau bei Dir bin. Dich an jenes Tages Abend zu treffen, der mich eigentlich so geschlaucht hatte, liess mich innerlich aufhorchen, auch wenn mir das ja in Tat und Wahrheit

eigentlich recht schwer fällt, wie Du inzwischen weisst. Die Zeit stand dort in jenem Blick der Augen nicht still, was der Volksmund gerne verkehrt sagt, sondern in diesem einen gegenseitigen Austausch schien es mir, als würden Tage vergehen, als könnte ich Dich Wochen sehen, als würde ich Monate geniessen und Dich bereits Jahre kennen. 59 Tage ist das her, von der Gegenwart aus gesehen eine denkbar kurze Zeit, und dann halt doch so lang. Hier stimmt denn die Benennung wieder.

Falsch ist sie die darauf folgenden Tage betreffend, die ich mit Dir zusammen war. Da flog die Zeit, ich genoss – und trotzdem ging alles so schnell. Doch erstaunlicherweise war das Leben effektiv leicht, alles schien ein wenig zu schweben und – dem widersprechend – greifbar zu sein, selbst Du. Was ich nie zu träumen wagte. An jenem Abend vor 55 Nächten ist es passiert. Dein hingehauchtes Wort, der Kuss, der sich allen Worten versagt, weswegen man denn ja auch nie spricht, und der gemeinsame Gang zurück, der eigentlich ein Gang des Beginns war, Arm in Arm, Umarmung der Umarmungen, die ich nicht mehr für möglich gehalten hätte in meiner im Leben langsam aber stetig eingerichteten Kälte. Doch taumelnd, wo der Abgrund eist, stand ich nun umarmt von Deinem Geist, langsam schmelzend also auf dem Weg zum Collegienhaus, jeder Schritt gab einen leichten Hall, Du warst so glücklich neben mir, einfach so. Auch ich musste dort nichts sagen. Es war zu schön.

Doch wieder im Nadelöhr zwischen Vergangenheit und Zukunft, soeben mit diesen Gedanken hinabgetaucht an den

Ketten der eigenen Standuhr in den Brunnen der Vergangenheit, ins trocken-feuchte, weil dort alles zwiespältig ist, deutbar, wie man will, hinab also in das Tiefewige der Erinnerung, um nun beim Gegenschlag des Pendels wieder hochgesogen zu werden zur Oberfläche, die eben Gegenwart heisst und Dich und Deinen knospenhaften Reiz nicht bei mir findet. Im Sinne des zweiseitigen Pendelschlages habe ich zum Ausgleich für den Rückblick dieses Briefes ebenfalls heute einen Vorausblick begonnen, wie bei Christa Wolf, deren Lesung wir diskutierten, ein Schweben im Blauen, wie sie selbst meinte, hm, etwas schwammig, aber was will man, das Gehirn wie Arno Schmidt an ein anderes anhängen?

Und nun bin ich völlig verloren, habe den Faden aus der Hand gegeben, der zu Dir führen soll, runter- und hochgewirbelt, das Pendel schwingt unaufhörlich. Dieser Brief, eine Zusammenfassung? Eher, wie meist, eine Standortklärung, eine Sichtung des Bisherigen, vor gekribbelten Seiten sitzend, die einmal ein Wunderwerk werden sollen, es wohl nie werden, auf dieser Welt, der besten von allen, was so zynisch wahr sein könnte, dass es dann noch schlimmer wäre, als wenn es nicht zuträfe.

Was können Briefe sagen, am Ende immer nur dies: Ich bin dir fern und Du mir auch, dadurch bin selbst ich mir nicht nah, ich brauche Dich und möchte dich sehen, bitte lass es kurz nur gehen. Sprachspiel, Sprachwirrwarr selbst dieser Wunsch. Inhalt formt den Stil. Oder Stil den Inhalt? Demnach erneutes und immer wieder aufbrausendes Misstrauen in die Sprache,

wie im Chandos-Brief, der Sprache vernichtet und doch wieder schafft, sie zu einem Klang der Sphären werden lassen möchte.

Was ruft also an, wer jene anruft? Sprache ich, Musik Du. So schreibe ich Dir eine Symphonie in nuce: Erster Satz, Allegro: Ich liebe Dich; zweiter Satz, Andante: Ich habe Dich lieb; dritter Satz, Scherzo: Liebe, Liebe über alles; vierter Satz, Finale: Willst Du mich auch immer lieben?

Oder mit Hölderlin: Ist Cherub hier liegend in einem Block E2 des Infernos chimärischer Hölle? Mit diesem kleinen Rätsel bis zum hoffentlich bald nächsten Mal, zum Wiedersehen und Unnötigmachen jeglichen Briefeschreibens.

Für die Ewigkeit. Once more with feeling.

Dominik

(Seiten 150–154)

© bei Dominik Riedo Quelle: www.dominikriedo.ch